

Ab welchem Sprachstand dieses Buch einzusetzen ist, ist pauschal nicht zu beantworten, sondern muß vom Lehrer ganz individuell entschieden werden, da die externen und internen Lernbedingungen für DaF/DaZ viel zu verschieden sind. Meine Erfahrung ist, daß Schüler, schon relativ frühzeitig in der Lage sind, ein Buch wie dieses zu bewältigen, und man ihnen unglaubliche Erfolgserlebnisse dadurch vermitteln kann.

Worum geht es in *Jenny und Jojo*? Es geht um die verwickelte und komplizierte Freundschaft zwischen der nachdenklichen und verantwortungsbewußten 16jährigen Jenny und dem 17jährigen Jojo, der mit seinen Adoptiveltern nach der Wende in Deutschland in den Westen gezogen ist. Es geht um Jojos wahre Herkunft, aber vor allem auch um sein riskantes Hobby, illegale Autorennen, mit denen er sich Anerkennung bei seinen neuen Freunden verschafft.

Hof, Renate:

Die Grammatik der Geschlechter. Gender als Analysekategorie der Literaturwissenschaft. Frankfurt/M.: Campus, 1995. – ISBN 3-593-35078-5. 235 Seiten, DM 58,-

(Gertrud Maria Rösch, Regensburg)

Es sei vorneweg gesagt: die Autorin plädiert für Gender als eine Analysekategorie, indem sie die Forschungsprämissen der feministischen Literaturwissenschaft (synonym verwendet mit Literaturkritik) und die (subtiler gewordenen) Vorbehalte gegen sie ausbreitet. Diesen Versuch der Selbstverständigung beginnt sie, indem sie die Anfänge der feministischen Literaturtheorie bzw. -kritik in der Frauenbewegung und den women's studies ortet und darlegt, welche Phasen

der Forschung für die Herausbildung des Gender-Konzepts wichtig waren:

»Während die *Women's Studies* Unterschiede/Differenzen zwischen Männern und Frauen aufzeigen und benennen, fragen die *Gender Studies* vor allem nach dem Wert, der diesen diversen Unterscheidungen beigegeben wurde und wird. Wer hat das Recht, Unterschiede zu definieren?« (92)

Ohne die Leistungen der Women's Studies schmälern zu wollen, legt sie dar, daß deren Ansatz (Ausgrenzung aufheben, weibliche Erfahrung aufwerten) einschränkend, essentialistisch und damit konservativ war (Teil I). Im Begriff *Gender*, verstanden als die »soziale Konstruktion von Sexualität« (119), sollen Persönlichkeit und Gesellschaft vermittelt sein, sollen die Machtverhältnisse und der Prozeß des Unterscheidens mitgedacht werden. Nicht mehr auf eine weibliche Ästhetik zielt die Arbeit (128f.), sondern auf die Frage, welches Interesse hinter dieser Herausstellung männlich-weiblicher Schreibweisen steht, ob weiblichem Schreiben weiterhin reine Widerspiegelung unterstellt werden darf (137). Daher untersucht die Verfasserin die Verbindungslinien zu anderen Literaturtheorien und deren Leistungen für die feministische Literaturkritik; wichtig sind die Autorinstanz, das Konstrukt des Lesers und die Interpretationsgemeinschaft (92).

Schon die Bedeutung weiblicher Autorschaft modifiziert sich im Lichte der Autoritätskrise des Autors, wie sie der Poststrukturalismus hervorgetrieben hat. Macht und Autorschaft sind als Konzepte schon in Frage gestellt; es hieße also, auf eine obsolete Position zurückgreifen, wolle die feministische Literaturkritik weiterhin an der weiblichen Autorschaft als einem essentiellen ästhetischen Merkmal festhalten. Dennoch bleibt Autorschaft wichtig für die Hierarchiebildung, die für Renate Hof zentral ist, denn männliche/weibliche Autorschaft bedeutet Auf-/Ab-

wertung eines Werkes. Eine Autorin verbürgt zwar nicht die weibliche Ästhetik des Textes (153), aber eine bestimmte Stellung im Kanon, dessen Mechanismen schon vor dem Text und sogar der Autor-schaft zu arbeiten beginnen.

Nach dem Tod des Autors, um diese Metapher einmal so wörtlich zu nehmen, wie es Renate Hof nicht tut, schlägt die Stunde der Leser/innen. Welche Art von *interpretive community* bilden Frauen, oder mit den Worten Ruth Klügers: Wie anders lesen Frauen? Das Augenmerk richtet sich hier nicht auf die empirischen Leser oder die jeweilige historische Interpretationsgemeinschaft, sondern auf das Konstrukt des Lesers, das dem Text schon eingeschrieben ist und die Lektüre lenkt. Gegen diese Annahme einer homogenen *interpretive community* wendet die Autorin ein, daß sie häufig ungefragt als objektiv angesehen werde (174) und ein intuitives, spontanes Vorwissen postuliere, das zweifelhaft bleiben müsse. Sie will dagegen den »informierten Leser« setzen, dessen gemeinsame Vorannahmen sozial vermittelt sind und der die literarischen Konventionen beherrscht. Diese Konventionen sind nicht nur abhängig von ästhetischen Normen, sondern auch von den Kategorien *gender*, *race* und *class*.

Wer dominiert die *interpretive community*, welches Interesse lenkt den Versuch, den Leser in diese Interpretationsgemeinschaft hineinzuziehen und so das unkontrollierbare Spiel der Bedeutungen einzugrenzen, stillzulegen? Hier wird – das einzige Mal, daß die Verfasserin die literaturwissenschaftlichen Erträge an eine Interpretation bindet – an den unterschiedlichen Interpretationen von Charlotte Perkins Gilmans Erzählung *The Yellow Wallpaper* (1892) vorgeführt, wie das identifikatorische, therapeutische Lesen (das Ehe und Ausgrenzung der Frau als Themen des Textes ausmacht) von einem Lesen jenseits der Bedürfnisse der

eigenen Interpretationsgemeinschaft abgelöst wird (dann wird die Verflechtung mit dem zeitgenössischen Diskurs über die asiatischen Einwanderer als »gelbe Gefahr« sichtbar).

Auf diese Weise ordnet die Autorin in kurzen Kapiteln, die jeweils einen Aspekt einkreisen, ihr Material im Blick auf den zu klärenden Begriff *Gender* an und führt von Stufe zu Stufe auf dasjenige Modell hin, das der feministischen Literaturkritik am unmittelbarsten verwandt ist: die Dekonstruktion.

Der Erschütterung des Zentrums (»die Identität des Subjekts, die Einheit der Vernunft, die homogenen »Meistererzählungen«, 190) gilt die Arbeit der Dekonstruktion und der feministischen Literaturwissenschaft, aber nicht mit dem Ziel der »Gleich-Gültigkeit« der Diskurse. Das hieße die feministische Literaturkritik neutralisieren, auf die Utopie einer *genderless society* zielen.

Warum und für wen wäre eine solche Utopie, angesichts der realen Situation von Frauen, erstrebenswert? (198). Denn Geschlecht – und hier blitzt das fast schon suspendiert scheinende gesellschaftliche Engagement für den Forschungsgegenstand auf – bleibt mit der Frage von Subjektposition, Sprachhandlung und Autorität verbunden (202) und kann daher nicht übergangen werden:

»Zum jetzigen historischen Zeitpunkt kann die Konzentration auf den Begriff *gender* nicht als Relikt eines überholten aufklärerischen Impulses übergangen oder vorschnell *ad acta* gelegt werden. Ein solches Vorgehen verbietet sich allein aufgrund der sozialen, gesellschaftlichen Bedingungen, durch die die Frage nach der Autorität von männlichen und weiblichen Subjektpositionen und Sprachhandlungen relevant geworden ist. Die Positionen und die daran geknüpften Aussage- und Wahrnehmungsmöglichkeiten sind nicht austauschbar« (202).

Das Buch ist gut lesbar, eignet sich als Hintergrundlektüre für Seminare, weil

es, methodisch transparent vorgehend, den Lesenden erlaubt, den Klärungsprozeß mitzuvollziehen. (Die Argumentation ist hier nicht in dem Maß verknüpft wie in dem thematisch identischen Beitrag der Autorin in »Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften«. Hrsg. v. Hadumod Bußmann u. Renate Hof. Stuttgart 1995, 2–33.) In der Interpretation – wiewohl sich ein methodischer Ansatz nicht notwendig am Text als Test zu erweisen braucht – wäre jetzt noch auszuschöpfen, was die Verfasserin als den Ertrag aus dem »Zusammentreffen von Feminismus und Dekonstruktion« ansieht:

»[to keep] sexual difference – understood as the complex interplay of sex and gender roles – open as the space of a radical uncertainty« (203).

Hundt, Markus:

Modellbildung in der Wirtschaftssprache. Zur Geschichte der Institutionen- und Theoriefachsprachen der Wirtschaft. Tübingen: Niemeyer, 1995 (Reihe Germanistische Linguistik 150). – ISBN 3-484-31150-9. 316 Seiten, DM 144,–

(Ewald Reuter, Tampere / Finnland)

»Wirtschaft ist überall«, stellt der Verfasser am Anfang seiner Freiburger Dissertation aus dem Jahre 1994 fest, doch der daraus resultierenden »große[n] Texttypenvielfalt« hat »sich die neuere linguistische Forschung und hier insbesondere die Fachsprachenforschung nur sporadisch angenommen« (3). Die Arbeit will folglich dazu beitragen, diesem mißlichen Zustand abzuhelpen. Im systematischen Teil, der gut die Hälfte des Buches ausmacht, werden die Grundlagen der Verbesserung erarbeitet, die im textanalytischen Teil an einem Korpus geldtheoretischer Abhandlungen erprobt werden.

Die lesenswerte Bestandsaufnahme des Forschungsgebietes Wirtschaftssprache, die im Kapitel 2 vorgelegt wird, unterscheidet zwei Forschungsphasen. Bis 1945 dominierten a) eine stark etymologisch ausgerichtete Wirtschaftslinguistik, b) eine Wirtschaftsgermanistik, die von der literarischen Seite her die Entwicklung der wirtschaftssprachlichen Begriffe nachvollziehen wollte, und c) die strukturelle und funktionale Wirtschaftslinguistik Prager Prägung. Nach 1945 wurden Arbeiten zur Wirtschaftssprache zu einem sehr heterogenen Feld ausdifferenziert:

1. Terminologielehre
2. Syntax und Morphologie
3. Sprach- und Ideologiekritik
4. Wirtschaftsdeutsch im Unterricht
5. Leseanleitungen
6. Metaphorik in Wirtschaftstexten
7. Betriebslinguistik

Gemeinsames Merkmal dieser verschiedenen Richtungen ist laut Hundt ein »Theoriedefizit«, das in der fehlenden »Einordnung der Wirtschaftssprache in ein theoretisch fundiertes Gesamtmodell der Sprachvarietäten« (14) besteht. Probleme bleiben deshalb nicht aus. Auf Grund der Dominanz der meist rein ausdrucksseitigen Sprachbetrachtung verkommt Begriffs- zur Wortgeschichte, werden Wirtschaftspresstexte statt Wirtschaftstheorietexte behandelt, und es werden eindeutig Mikrotypologien gegenüber Makrotypologien der Wirtschaftssprache bevorzugt.

Im Kapitel 3 wird in vielen Einzelheiten ausgeführt, wie man im innovativen Rückgriff auf Stegers Modell (1984) der kommunikationsbereichsspezifischen Begriffs- und Sprachentwicklung dieses Defizit überwinden kann. Dieses Modell besteht in dem Vorschlag, eine inhaltsorientierte Sprachgeschichte als Kommunikationsgeschichte zu begreifen und daher eine Textsortengeschichte auf eine solche Art und Weise zu betreiben, daß